

Vor grauen Zeiten galt als eine der viel geübten und hochgeschätzten Tugenden die Gastfreundschaft. Sie wurde gleich den heiligsten religiösen Pflichten in Ehren gehalten und ihr gewichtiges Band umschlang Staaten, Geschlechter und einzelne Persönlichkeiten. Jeder wandernde Fremdling fand eine fröhliche Heimstätte, ein gastliches Haus, das ihn mit Hinzuschonung der eigenen Bequemlichkeit freundlich aufnahm und es an Ehrenbezeugungen aller Art nicht fehlen ließ. Ein lustiges Bad zur Erfrischung und Labung der müden Glieder wurde alsbald bereit, kräftige Speise und würziger Trank kredenzte, sogar die eigene Schlafstätte, bedeckt mit dem feinsten Stroh, ihm opferfreudig überlassen.

Schuppigende, Hüftbedürftige und Schulbedarrene, sie Alle vermochten Dank dieser frommen, menschenfreundlichen Sitte Schutz und Obdach zu finden, selbst ihren Elenden, welche schwere Bluthat rührte und freudlos umhertrieb, erschloß die hehre Tugend der Gastfreundschaft ihre Thore.

Ein wahrhaft großartiges Beispiel solch' göttlichen Schutzes wird uns aus der Zeit der Völkerwanderung von unseren germanischen Vorfahren berichtet. Während der langwierigen Kämpfe, welche die Longobarden mit den benachbarten Franken führten, geschah es, daß der junge Longobardenprinz Albiob den Sohn des Gepidenten Königs im erbitterten Zweikampfe erschlug und dadurch über die entmuthigten Feinde einen vollständigen Sieg erlangte. Die hocherfreuten, dankbaren Unterthanen wünschten dem tapferen Sieger eine besondere Ehre zu erwirken und baten den Herrscher, seinen heldenmüthigen Sohn nun an der Königs- und Ritterkammertheilnahme zu lassen. Dieser verweigerte jedoch die Erfüllung der Bitte, bis Albiob von einem ausmüthigen Fürsten wehrhaft gemacht worden sei. Der Jüngling eilte an den Hof des Gepidenten Königs, dessen Sohn er im Kampfe getödtet, wurde freundlich und ehrenvoll aufgenommen, darfte beim Mahl an der Seite des besiegten Fürsten sitzen, der ihn nicht nur wader gegen seine währenden Gefolgeleute beschützte, sondern schließlich noch, geschmückt mit der Krönung des Ehrentages, ungekrönt und unverfehrt nach seiner Heimat entließ.

Von vielen ähnlichen edlen Beispielen sungen und sagen Geschichte und Poesie, und unsere freundlichen Zeiterennen sehen gewiß die idealen Gestalten mancher altzeitlichen, modernen Gastfreundschaft und vieler edler Burgfrauen mit schmerzlichen, weingefüllten Augen vorüberziehen. Und selbst nachdem der Glanz des Rittertums verblaßt, galt noch in allen deutschen Gauen die Bürger und Adel die Gastfreundschaft als erste Mannes- und Weibeseigenschaft, man bot schlicht und recht, was man hatte, und sah oft mehr auf das gute Herz und die freundlichen Worte, welche das Gastmahl begleiteten, als auf den Inhalt der Schüsseln. Noch ehe die Hausfrau oder der gestrenge Herr erschienen, hieß die Sprichweise über Thür und Thor den Wanderer willkommen! So war es in der guten, alten Zeit.

Auch heute noch gilt die Gastfreundschaft namentlich in diesem Lande als eins der belebenden Elemente des geistigen Verkehrs, auch heute noch haben wir altzeitliche Gaststuben und Trinkstuben, selbst die Sprichweisen an der Wand ersten nicht, aber die Seele, der alte, biedere Geist der Gastfreundschaft ist mit den Menschen ein anderer geworden. Leider muß konstatirt werden, daß je mehr wir von der Kultur belehrt werden, je mehr die Einfachheit der Sitten verschwand, desto mehr sich auch die unwürdige, herzhafte, gastliche Hilfsbereitschaft in eine unwahre, erkeuchtete, untreue, erkünstelte, leere Höflichkeit verwandelte.

Die und da mögen wir noch Ueberbleibsel der guten alten Zeit begginnen, aber die moderne Form läßt kaum noch das antike Muster erkennen, z. B. die in Amerika noch bis vor einigen Jahren allgemein geübte, unbegrenzte Gastfreundschaft am Neujahrstage. Neben Vorübergehenden war in der Schwelgerei das Haus, Küche und Keller geöffnet, und am Neujahrstage stand es einem jeden Bekannten des Hauses frei, einen ganzen Schwarm von Gästen und Gesalbten mitzubringen, die alle auf's Beste bewirthet wurden.

Das namentlich diese letztere liberale Gastlichkeit in kleinen egoistischen Nebenbedeutung dient, das Kennenlernen der Tugenden des Hauses zu steigern, ihre von so zahlreichem Besuchen bewunderten Reize und Vorzüge vor den neidischen Schwärzern in's glänzendste Licht zu setzen, das wissen wir Frauen ja am allerbesten, und das verbucht in unseren Augen die geübte Gastfreundschaft. Neben diesen Neujahrstagen ist es noch eine ganz besondere Art von „Gast“, in welchen die Ueberbleibsel der alten Sitte und Gastfreundschaft uns modernen Frauen überliefert worden.

Obgleich über die Entstehung des „jour fixe“ noch keine Geschichte geschrieben worden, so glaube ich nicht sehr zu gehen, wenn ich annehme, daß ihre Ursprung an den französischen Höfen bei gebildeten Monarchen und schon beschrifteten Dandys zu suchen war, ebenso die Kaffeetrinken uns als aus Frankreich importirt geschickert werden. Wie dem auch immer sei, eines steht fest, daß heutzutage eine Dame, welche auf die heretotage Frage: „Wann ist Ihr Empfangstag?“ nicht mit Ueberreichung einer bedruckten Karte antworten kann, daß eine solche Frau wahrlich nicht auf der modernen Höhe der Situation stehende Person etwas über die Welt angeht werden dürfte. Und doch ist dieses elegante Rärchen eigentlich ein sehr lithographirtes Ar-

beitszeugniß, welches die Damen ihrer Hausfrauenthätigkeit, ihrer ganzen Führung des Hausstandes ausstellen. Unsere deutschen Urkninnen, die sich weder ihrer Schürze noch ihrer harten Hände zu schämen brauchten, deren Bunte, Stühle, Tische und Dielen stets blank geschweert waren, die dachten noch nicht daran, an einem besonderen Tage ganz ausnehmend stylisch, ladylike und fashionablen vor der Frau Nachbarin und Waise erscheinen zu müssen. Damals konnte es noch nicht passieren wie heute, daß man nur um angenehme Einbrüche und Empfindungen beimbringt, wenn man den kühnen Versuch machte, außerhalb der Zeit der glänzenden Zurechtberichtigungen ein Freundeshaus zu betreten. Dem Klingeln folgen gewöhnlich zugeworfene Thürnen, ein dienender Geist in zweifelhafter Toilette, begleitet von einem schreienden, reinigungsbedürftigen Kinde, erscheint und die Frage nach der Dame des Hauses wird etwas unsicher bejaht.

Günige Schritte werden über unseren Haupte herab, nervöse Schloßler und rasselnde Schußfächer kündigen die rasche Verwollständigung der Toilette an. Einige schneidlich nach den Knospfpartnern hinüberblickende Knospfächer, ein neugieriges Zupfende, vorwitzige Fuderstutzen im holden Antlitz lassen uns die Hoff unangenehm nachempfinden und strafen die von Liebenswürdigkeit übertriebene Bewillkommung Lügen. Wir fühlen das gerade Gegenstück von dem, was uns verschert wird, und seien es nun Schneiderinnen oder gesellschaftliche Vorbereitungen, welche die Dame gerade heute so sehr beschäftigen, wir fühlen, daß wir sehr unwillkommen, durchaus überflüssig sind. Zerronnen ist unsere Hoffnung auf ein angenehmes Brauderschließen, der Wunsch nach einem freundschaftlichen, anregenden Gebantenustausch hat sich nicht verwirklicht, und verstimmt, ja fast schmerzlich berührt, verlassen wir das Haus der uns vielleicht liebten Freundin mit dem festen Vorsatz, es außer an offiziellen, spiegelblanken, hochdekoranten Empfangstagen so schnell nicht wieder zu betreten. Unwillkürlich denken wir über den Fall nach und fragen uns, woran liegt die Schuld, daß unsere moderne Gastfreundschaft an bestimmte Tage gebunden, in bestimmte Stunden hineingewängt werden muß. Ist es bloß Mangel an Zeit, oder liegt es in den Verhältnissen, die ein Scheitern, eine glänzende, nur an gewissen kurzen Empfangsmomenten vorgeordnete Masse bedingen, gegen welche das nächste Alltagsgeschäft so furchtbar reizlos abhakt? Von all' jenen Dingen, welche die Vortheile und Lichtseiten der modernen „Jour-Gastfreundschaft“ besser zu schätzen wissen, wie ich alte Großmutter, würden wir eine solche Belohnung dankbar annehmen.

Piraten und Räuber in Afrika und Asien.

Seit mehr als zwei Jahrtausenden waren die Räuber und Piratenhorden der nordafrikanischen Küste die Geißel und der Schrecken der Mittelmeer-Schiffahrt. Rom's Seemacht konnte sich erst zur Blüthe entfalten, als endlich in den Punischen Kriegen Scipio Africanus die alte Phönizierstadt Karthago, die furchtbare Rivalin Roms um die Mittelmeer-Herrschaft, dem grausamen, aber weisen Rathe des alten Cato gehorchte, von Grund aus zerstört und ihre Seemacht auf immer vernichtete. Die nachkommenden grünbunden neue Kolonien, weitlich von der Trümmerstätte an der westlichen Küste, aber stets noch unter dem Schutze des mächtigen Gebirgswalles, der das Gebiet des heutigen Alger und Marokko von dem glühend heißen Tiefen der Sahara-Wüste trennt.

Ein neues Reich entstand, Mauretanien, gleichfalls feindlich gegen Rom gerichtet, bis endlich nach langen und blutigen Kämpfen sein letzter Erbprinz König Jugurtha gefangen und von den Scharren Ciceros in dem alten Königstertor Roms erbrocht wurde. Doch der ungezügeltste Freiheitsdrang und der Haß gegen Fremdherrschaft überlebte ihn. Dann kam die Völkerwanderung. Unter König Geisrich setzten sich die Vandalen, einer der kräftigsten und gefährlichsten teutonischen Stämme, auf den Trümmern des alten Karthago fest und gründeten eine neue Herrschaft. Scipios sind sie verschwunden. Zweifellos sind sie durch Vermischung mit den einheimischen Stämmen in diesen völlig aufgegangen.

In den heutigen Bewohnern der unzugänglichen Gebirgsthäler des Kleinen und Hohen Atlas, den Berbern, glaubt man das Product dieser zahlreichen Völkerwanderung wiederzuerkennen. Von ihren Urkämpfern, den phönizischen Sargathern, haben sie die Liebe zu Seefahrten und Abenteuer ererbt; von den römischen Veteranen, die auf den alten Stätten der besiegten Punier angeblieben wurden, von den vandalischen Kriegern wurde ihnen das Erbtheil der Unerlöschlichkeit und Tapferkeit. Das germanische Blut zeigt sich auch in der auffallend weißen Hautfarbe und dem

Blondhaar, ja, die Gewohnheit der Berbern, gerührt in einzelnen Dörfern unter unabhängigen Schutz zu wohnen, macht auffallend an die alte Gauberkung der Germanen, von der Tacitus berichtet.



Ein Offizier der Schwarzwalgen.

Dem Islam schlossen sie sich merklicher Weise ohne Widerstreben an, obwohl ihr Gottesdienst noch heute eigenthümliche Züge aufweist, die aus fernem vordammendiarischer Vergangenheit stammen. Ungefähr dem Ueber, welcher das Gebot der Gastfreundschaft über alles heilig hält und selbst dem Feind, der Obdach begehrt, niemals das einmal gegebene Wort bricht, ist der Berber treulos und hinterlistig, getrennt den Traditionen der alten Punier; „punliche Treue“ war bei den Römern sprichwörtlich in ironischem Sinne und gleichbedeutend mit Faltschheit und Wortbrüchigkeit.

Wegen ihrer Grausamkeit, Treulosigkeit und räuberischen Gesinnung bieten die Berberstämme dem Forscher und Reisenden unüberwindliche Schwierigkeiten. Doch gelang es dem deutschen Forscher Dr. Lang, i. J. 1879 in der gegenwärtigen Vertheilung eines tüchtigen Kaufmannes, wichtige Beobachtungen über ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche zu sammeln. Auch der Franzose Dr. Foucauld, der Engländer Walter B. Harris waren i. d. J. 1888 und 1889 glücklich, unerkannt unter ihnen zu verweilen, ohne Verdacht zu erregen und später durch wertvolle Beschreibungen unsere Völkerkunde zu bereichern.

Während die Berbern der Küstenländer meist Seeräubereien betreiben, widmen sich ihre Vetter, die berühmten Tuaregs, dem Räuberhandwerk zu Lande, indem sie die Karavannen der Sahara-Wüste brandstehlen. Ein schöner kräftiger Menschenschlag, zeigen sie überall da, wo sie sich nicht mit Negern vermischt haben, rein tauschliche Züge. Hand in Hand mit ihrer Beutegier geht ihre Morbosität. Die holländische Reisende Frau Almerine Timms ist ihnen in neuester Zeit zum Opfer gefallen.



Einrichtung eines Piraten.

Die Franzosen sind eifrig bemüht, dem Räuberwesen an der Küste so wohl als im Innern von Marokko zu wehren, indem sie den Berbern und Tuaregs in ihren besetzten Festenlagern bezugommen suchen. Einem ebenso schmerzlichen Stand haben die Franzosen in Tonkin gegen die dortigen Piraten. Tonkin ist die wahre Heimat der chinesischen Seeräuber, welche die asiatischen Gewässer auf viele hundert Meilen unsicher machen. Doch nicht allein auf Raub und Plünderung haben es diese Piraten abgesehen. Sie schleppen auch die Frauen und Kinder der Küstenbewohner mit sich in die Sklaverei. Oft genug hat die chinesische Regierung Kazzias in großem Umfange gegen die Piratenorden veranlassen und mit den gefangenen Uebelthätern kurzen Proceß gemacht, indem man Hunderte mit dem Schwert richtete. Doch schien das Uebel unausstrotzbar, wie die Köpfe der Hydra. Vielleicht haben die Franzosen mehr Erfolg.

Lebensweisheit. Willst du die Menschen verbessern, lobe an ihnen Die Tugenden, die sie nicht haben; Willst ihre Achtung du erzwingen, so lobe An ihnen ihre Geistesgaben.

Die Tugenden, die sie nicht haben; Willst ihre Achtung du erzwingen, so lobe An ihnen ihre Geistesgaben. Doch willst du ihr Vertrauen erzwingen, Must du das Lob ihrer Schwächen singen!

Offen. — ... Nun bist Du ja ein glücklicher Gemann und hast Dein eigenes Heim! ... Was kommt Dir's denn so vor? — „Etwas unheimlich!“ — Gut Wort besser als Wiswort.

Die Unverwundbarkeit der Fatire.

Ueber das Geheimniß der „Unverwundbarkeit der Fatire“ bringt das „Algerer Tageblatt“ aus der Feder des Schuldirektors Dr. J. Koch in Petrinjo (Kroatien) lehrreiche Enthüllungen, welche für alle Leser von Interesse sind. Herr Dr. Koch war früher Director des Gymnasiums in Sarajewo und bereitete als solcher unter dem Protectorate des Herzogs Wilhelm von Württemberg ein Maifest für die Schuljugend vor, bei welchem noch eine kleine Theatervorstellung stattfand. Bei dieser Gelegenheit gab ein sechzehn Jahre alter Schüler, Namens Leon Lewi, ein sogen. „Spaniola“-Festspiel zum Besten, nachdem dem er durch den Director Proben seiner Kunst abgelegt hatte. Ueber diese Probevorstellung berichtet Herr Dr. Koch nun wie folgt:

Leon Lewi zog eine größere Anzahl von Nadeln aus der Tasche, die unseren dieferen Stednadeln nicht unähnlich waren, einige dieser Nadeln hatten an dem einen Ende eine Dese. Raum, daß ich die blanken Nadeln näher besichtigen konnte, hatte Lewi eine befechtigen schon ergriffen und durch die Wangen gestochen, so daß das eine Ende aus dem Mund herausragte. Gleich darauf nahm er eine zweite Nadel und stach mit ihr auch die zweite Wange durch und hestete flint auf die Dese der Nadeln zwei kleine Gloden an, welche er mit dem Kopfe schüttelte. Ich schaute mir die drei an und fragte ihn nur, ob ihm das nicht wehe thue, denn ich sah deutlich, daß die Nadeln wirklich durch die Wangen gingen.

Lewi antwortete mir mit einem Lächeln und schüttelte verneinend den Kopf, wobei die Gloden abemals ertönten und ich noch mehr verwundert war, da ich mich aus dem Lächeln des Knaben überzeuge, daß die Sache ihm wirklich nicht wehe that. Gleich darauf ergriff Lewi eine größere Nadel und stach sie über dem Reistopfe durch die Haut. Er konnte ich nicht enthalten, nach zu fragen, wie es komme, daß sein Blut fließe? „O, entgegnete mein Zauberer, wollen Sie, daß Blut fließe? Gut. Und er ergriff die Nadel, zog sie hin und her und richtig, verlaßbares Blut bespritzte den Hals und die Hände. Nun zog Lewi den Kopf aus, stulpte die Nadel auf und nach einigen Augenblicken hatte er beide Arme mit Nadeln bespitzt, welche zwei bis drei Centimeter lang und anderthalb bis ein Centimeter tief quer durch die Haut und das Fleisch gingen. Ich sah mit eigenen Händen die Nadeln an und bewegte sie in dem Fleische hin und her und überzeuge mich, daß dem Knaben die Prozedur thatsächlich nicht den geringsten Schmerz verursachte.

Darauf nahm Lewi noch eine Nadel, die einen Griff hatte, zog mit der einen Hand die Zunge heraus, stach sie durch und drehte die Nadel herum, so daß die Zunge wie eine Schraube ausfiel. Hierauf zog der Knabe die Nadeln aus dem Fleische heraus und bat mich um eine Cigarette. Als ich ihm eine solche gereicht und er sie angezündet hatte, zog er den Rauch ein, schloß den Mund, hielt sich die Nase zu und blies die Wangen auf. Und siehe, der Rauch entströmte durch die Wangen, an den Stellen, wo früher die Nadeln gesteckt, in langen Strömen.

Vorher ich den Knaben entließ, bat ich ihn, mir doch erklären zu wollen, wie er das mache. Und darauf erzählte Lewi mir ganz offenherzig Folgendes: „Mein Vater war „Ekim“, d. h. Alts. Er starb, war ich drei Jahre, mein Bruder fünfzehn Jahre alt. Als mein Vater sah, daß er nicht mehr lange leben werde, und wir dann dem größten Elende anheimfallen würden, da er kein Vermögen hatte, ließ er den Bruder „Kalupdzija“ (Leistenmacher) werden, mir aber wollte er etwas vermachen, was mich, wenn ich herangewachsen sein würde, ernähren sollte. Zu diesem Zwecke gab er mir nacheinander mit einer silbernen Nadel die Wangen, den Hals, die Zunge und die Arme an mehreren Stellen durch und führte in die Löcher Seidenfäden ein, so wie man dies beim Ehrenstehen zu machen pflegt.

Die Fäden wurden jeden Tag hin und her gezogen, die Wunden gelaßt, bis sie verheilten und überall ein Loch zurückblieb. War ein Loch verheilt, stach er ein zweites, drittes u. s. w. Vor dem Tode trug er meinem Bruder auf, von Zeit zu Zeit Nadeln durch die Löcher zu stecken, damit sie nicht verweichten, und zuletzt mußte ich das selbst thun, bis ich darin eine solche Fertigkeit erlangt hatte, daß ich, ohne viel zu probieren, mit den Nadeln in die Löcher traf. Wenn Oesterreich unser Land nicht okkupirt hätte, und ich nicht im Gymnasium aufgenommen worden wäre (der Junge war sehr aufgeweckt und scharfsinnig), hätte mich mein Bruder schon an einen Circusinspizor in Konstantinopel angebracht, wo ich nach kurzer Ausbildung mein sicheres Brod gehabt hätte.“

Jetzt war mir Alles klar. Es war keine Zauberei, sondern einfach das, was wir bei unseren Frauen täglich beobachten können, wenn sie Öhringe in die Ohrschlägen stecken. In Betreff des Ueberziehens zog mein Leon zur Erklärung auch dieses „Wunders“ ein kleines, längliches Säckchen, ähnlich einem kleinen Wurf, hervor; dieses, aus einem Stückchen Dünndarm eines Schafes gefertigte Würfchen mit einem Schenkel gefüllt und hatte einige Stednadeln durch. Das hielt Lewi in der Hand verkehrt und als ich Blut verlangte, gab er Blut, indem er die Würfel drückte. Nun war mir die ganze „Zauberei“ klar.

Das ist in der That eine sehr annehmbare Erklärung für die „Unverwundbarkeit der Fatire“ und diese Erklärung bedarf sich auch noch mit den Beobachtungen, welche an dem im Berliner Panoptikum aufgetretenen „Fatire“ gemacht worden sind. An dem

Stellen, an welchen dieser Wundermann sich durchbohrte, sind bekanntlich knopflöse Verwundungen wahrgenommen worden, welche eben die „Vohrschöner“ enthielten, die der „Fatire“ zu verschmieren pflegte, um sie zu verbeden.

Nachwirkung.



Dem Studiosus Bummel haben sie neulich, als ihm bei der Pauterei die Nase so verhalten worden ist, Wutzel angelegt; — die Wutzel sind aber alle abgefallen, weil sie gleich — besoffen wurden!

Wie man den Schneider corrigit.



„Proßt, Herr Doctor!“ — „Aber, Herr Gerichtsrath, das ist jetzt schon die sechste Mal!“ Früher haben Sie doch nie mehr als drei getrunken!“ — „Ja, wissen Sie, der verfluchte Schneider hat mir meinen neuen Anzug zu weit gemacht, und da saß' ich jetzt die Fellen raus!“

Wie man Häuser stiehlt.

Zu dem zum Stehlen besonders geeigneten Gegenständen pflegte man Häuser bisher nicht gerade zu rechnen, doch scheint das jetzt in Paris anders werden zu sollen, da im Zeitraum von etwa zwei Wochen zwei Häuser nach allen Regeln der Kunst gestohlen worden sind. Der erste Fall kam im Stabtraher zur Sprache und erregte nicht geringes Aufsehen. Einer der Stabtraher stellte nämlich die Frage, was aus einem Hause geworden wäre, das sich auf einem kürzlich von der Stadt angekauften Gelände befunden habe. Die Baubehörde schüttelte erhebelich den Kopf und erklärte, daß es von den Abhandlungen besagten Hauses nichts bekannt sei, mußte aber, in einer zweiten Sitzung zugeben, daß die Sache ihre Richtigkeit habe. Nach Ankauf des in Rede stehenden Grundstücks habe man dem Meiter gefündigt, und dieser, der nebenan ein anderes Grundstück besaß, sei nun nicht nur mit seinen Sachen auf dieses übergesiedelt, sondern habe auch langsam das Haus abgetragen und auf seinem Grundstück wieder aufgerichtet.

Er habe das so allmählich und langsam gemacht, daß es Niemandem aufgefallen sei und das Unglück sei auch nicht groß, da das Haus doch zum Abbruch bestimmt war und die Abbruchkosten jedenfalls den Erlös aus den Materialien überließen würden. Der Stadtrath wunderte sich zwar sehr, daß ein häßliches Gebäude so ohne Wissen der Verwaltung verschwinden konnte, nahm aber die Sache humoristisch auf und versicherte auf eine Verfolgung des Hausverleibes, der ja eigentlich durch kostenlose Abtragung des Hauses der Stadt einen finanziellen Vortheil zugehendet habe.

Der andere Fall ist nach der „Köln. Zeitung“ der folgende: Ein Herr hatte bekommen, sich auf dem Montmartre ein Haus zu bauen, zu dem wegen schlechten Untergrundes große massive Steinquader benutzt werden mußten. Nachdem das Haus zu einem Viertel beendet war, mußte der Erbauer aber wegen Mangels an Geld den Bau unterbrechen. Als er nun einige Zeit darauf ihn wieder aufnehmen wollte und sich seinen Neubau ansah, fand er zu seinem Entsetzen, daß derselbe gänzlich verschwunden war. Die Annahmer erzählt, daß Maurer gekommen seien, die ruhig am hellen, lichten Tage den Bau abgetragen und die Quader fortgeführt hätten. Im Glauben, daß sie im Auftrag des Eigentümers handelten, habe Niemand daran gedacht, sie in ihrer Arbeit zu stören. Nun kann der Eigentümer, ein Schuster, seinem Hause nachhaken! Ein Gegenstück hierzu bietet folgende Geschichte:

Auf einem öffentlichen Plage im Osten der Stadt richteten vor einigen Monaten Arbeiter einen großen Marktstand auf, der mit Fahnen und Flaggen reich geschmückt wurde. Dieser Marktstand blieb ruhig stehen, und mit der Zeit, als die Flaggen unter den Einflüssen der Witterung verblähten, fragten sich die Anwohner, was dieser Markt wohl zu bedeuten haben könne. Auch die Polizei nahm sich der Sache an, aber alles Bemühen war vergeblich, denn es gelang nicht, den Eigentümer des Marktes zu ermitteln, und es konnte auch nicht festgestellt werden, zu welchem Zwecke er wohl errichtet worden war. Schließlich blieb der Polizei nichts anderes übrig, als ihn auf ihre Kosten entfernen zu lassen.

Religiöse Empfindungen in Russland.

Welche Kräfte der religiösen Empfindens unter dem russischen Volke herrscht, tritt bei den Gerichtsverhandlungen fast täglich an's Licht. Im Kiew'schen Gouvernment stand ein Bauer wegen einer Schlägerei mit tödtlichem Ausgange vor den Geschworenen. Sein Gegner hatte behauptet, der Herrgott sei doch noch größer und mächtiger, als der heilige Nikolaus, der russische Hauptheilige. Während darüber, stürzte der Andere sich auf ihn, denn — der heilige Nikolaus war sein Schutzpatron, und mit dem Tone leidenschaftlicher Ueberzeugung veränderte er, eine solche Verleumdung seines Heiligen nicht haben dulden zu können. Bei einer anderen Verhandlung im Besagte hatte ein Bauer falsches Zeugniß abgelegt. Vom Richter zur Rede gestellt, entschuldigte er sich damit, daß er es für einen Gewitter gethan habe, der ihm eine gute Bewirthung zu Theil werden ließ. Natürlich wurde dem Manne vorgehalten, daß seine Handlungsweise um so verwerflicher sei, da er gegen „wsjatski“ (Wahrheit, meineidlich) geworden.

„Ach“, bemerkte er gegen diese im Munde eines russischen Beamten allerdings etwas bedeutliche Erklärung, „der Herrgott selber nimmt „wsjatski“. — „Wie kannst Du eine solche Gotteslästerung wagen?“ — „Ja“, antwortete der Biedermann, „wenn ich meinem Nachbar Jwan Trofimitsch ein Schwein gestohlen habe, so stelle ich wieder in der Kirche ein Wachslicht auf und gebe so dem Herrgott seinen Antheil, dann schweig er still.“ Am bezeichnendsten ist aber ein kürzlich beim Bezirksgericht in Wiga vorgekommener Fall, bei dem es sich um die russische Geitlichkeit handelte. In einem der behändigten Anklageproceße gegen evangelische Prediger wurde ein alter eifriger Bauer als Zeuge vorgeführt. Nach seiner Religion befragt, gab er an, es nicht zu wissen, welcher er eigentlich angehöre.

Zu Anfang der vierziger Jahre, als eine der jetzigen ähnliche Hungersnoth den Nordwesten Russlands heimlichete, ließen die Behörden unter dem inländischen Landvolk das Gerücht verbreiten, hat den Uebertritt zur griechischen Kirche würde es vom Kaiser Brot bekommen. Diese Mittheilung hatte den gewünschten Erfolg, und zahlreiche Popen durchstießen das Land, um die durch den Hunger willig Gemachten in den Schooß der „herrschenden“ Kirche aufzunehmen. Ein Pope kam auch auf das Gerücht, in dem unjer Bauer, damals noch ein Knabe, lebte, firmelte die Bewohner nach russischem Ritus durch ein auf Brust und Stirn mit dem Salbol gemachtes Kreuz und kam endlich auch zu dem Jungen. Der aber trach unter's Bett und von dort, durch Schläge herbeigetrieben, in den Wäldern. Der Pope, ungeduldig geworden, packte den Knaben an den Weinen, die Höslein knaben nach und ließen das Fleisch seines unedelsten Körpertheils sehen. Kurz entschlossen tauchte der würdige Priester seinen Finger im Salbol und machte das Kreuzzeichen auf jene Stelle mit den Worten: „i tak choroscho!“ — es ist auch so schon gut. Als her Alte diese Geschichte dem Gerichtshof zum Besten gab, entfiel ein bedenkliches Schütteln des Kopfes — in solchen, wie den vorigen Fällen — muß dann die Sache dem Gutachten der geistlichen Behörden unterbreitet werden. Leider ist es uns nicht gelungen, den Ausgang dieser Sache zu erfahren.

Probatum est.

Studiosus Siffel lehrte spät Abends vom Wirthshaus heim, findet das Haus schon geschlossen und sucht, da er den Schlüssel vergessen, durch Klopfen an der Hausthür und den Fensterläden die Bewohner des Hauses auf seine mißliche Lage aufmerksam zu machen. Aber vergebens. — Durch den Lärm wird ein Nachtwächter herbeigerufen, welcher Ruhe gebietet und schließlich mit Verabstung droht. Siffel schließt davon, tief betrübt darüber, wohin er sein müdes Haupt zur Ruhe legen soll. Sein Fuß führt ihn an dem Post- und Telegraphengebäude vorbei, und als er die hell erleuchteten Fenster sieht — da kommt auch ihm ein leuchtender Gedanke. Rasch tritt er vor den Schalter und gibt, nach Zahl der gebliebenen Gebühnen, eine Depesche an den Studiosus Siffel auf, durch welche er demselben mittheilt, er werde ihn morgen besuchen.

Dann eilt er in die Nähe seines Hauses zurück und hat sehr bald die Genugthuung, den Telegraphenboten antommen zu sehen. Derselbe klopft an dem Hause; der Nachtwächter kommt hinzu, wird belehrt, daß es sich um wichtige Angelegenheiten handle und läßt nun selbst den nöthigen Vorn machen, bis endlich die Hausbewohner aus ihrer Ruhe geweckt werden und das Haus öffnen. — Während nun der Vorn die Treppe bis zum vierten Stockwerk, wo Herr Siffel wohnen soll, erklimmt, kommt Letzterer ganz gemüthlich durch die offene Hausthür herein, stellt sich, sehr erkaunt, als ihm gesagt wird, oben erwarte ihn eine Depesche, nimmt dieselbe dem Ueberbringer ab und legt sich, bergnügt über den besorgenden Besuch, zu Bett.

— Zum Kapitel der absonderlichen Grabschreien liefert Chamber Journal einige Beiträge. Auf einem französischen Friedhofe findet sich folgendes: „Dem dauernden Andenken von Mary Ferr. Das Gitter um diese Ruhestätte hat der schwer gekrüchte Gatte, Pierre Ferr, schmiedemeister, gearbeitet, der alle ähnlichen Aufträge prompt und billig besorgen wird.“ Jeder noch macht sich die Melame in einer amerikanischen Grabschreibe breit, welche lautet: „Dieser Stein wurde vom Andenken an Thomas Lang, verstorben den 13. Juli 1880, errichtet von seinem Sohne Ulfes G. Lang, der sein Geschäft jetzt mit gleicher Energie weitertreibt in den Bonanza-Gilopen-Laden, Vond-Street, man lese die Anzeigen in den Tagesblättern.“ Ein noch findigerer Amerikaner leistete sich einen Grabstein, auf dem zu lesen ist: „Hier wird derest Herr James Jones liegen; gegenwärtig lebt er noch und betreibt sein Schulwaarengeschäft in No. 150 Franklinstreet.“ Und ungewollt ist die Wirkung der Inschrift, die auf dem Grabstein eines von seinem Diener ermordeten Missionärs prangt: „Gewicht dem Andenken Sr. Ernüden R. Smith, Missionärs, der von seinem Isholador ermordet wurde. Wohlgehan, Du frommer und getreuer Knecht!“

— Eine Dumme geht gut managen wollen, heißt sie unterstreichen. — Der Kopf soll der Blickleiter des Herzens sein.

„Schauen Sie, Marie, den Spiegel hab' ich zerchlagen!... Nun hab' ich sieben Jahre kein Glück!“ — „O mein, gund' Frau, — wegen lo 'n kleinen Spiegel!... Was soll dann Ich sagen? Ich hab' g'rad den großen Spiegel im Salon eingestof'n!“

— Aneiferung. „Lieber Mann, Du solltest Dein schriftstellerisches Talent nicht so brach liegen lassen! Sieh nur Deine Collegen an — die haben bereits allen ihren Frauen ein Sommerwohnhause erbichtet!“

Ein Modetraktat vom alle Schlandamer.

Schämmt d'r Mensch vom Affa hearr? Fraich gar lo't ma's glauda. Gud' no un'r Weibsbild a', O' Kinder, und wo oft a' d' Ma', Kurz, gud' na no wo da witt, Alles macht halt d' Mode mit.

Jetzt wenn oi's a' Gloga kriagt, Des lo' jo passira. Wenn des a' net schea ischt grad, Nisch doch bess' als ma hat, Was lo' weilt ma' Ma'ich ge'ea', Des lo' weilt ma'ich, hoist ma' jetzt ischa'.

Nicht oi's edig, 's sel ischt wia'scht, Neamads wird des d'ichreit; Doch jeht tuat ma' Ma'ich ge'ea', Was lo' weilt ma'ich, hoist ma' jetzt ischa'.

Hauch' Ma'ia, lange Kapp, 'S seilast jeht no' noch d' Koppf.

Gud' au', hoist's als, bui ischt schlan, Hundertmal lo'ich ha'ira. Aber gud' d'rs Weibsbild a', Was lo' an deam Scherba dra', Fallich isch's Herz und falch d'r Leib, Proist Ma'ichzeit zu deam Weib.

Jetzt des G'schlamp voll's und des G'schlepp, Mo'i, d'g'schtand i' offa, 'S falls g'ht gar net, wan kommt's her? Des' verrotte, fällt net schwarz, Des' fust bar deacht net und tlei', Wo Ma'ia ma in d' Schleppe net nei'.

So find' d' Weibsbild, donder au', Ma's no anderst komma, Als d' d' Kinder, die he' ha'ut, Gradweas als wia d' Affa gud', O' mia oft net d'r zua, Als a' Savoparabua.

Von de Buabe no net reif, Ja, was soll s' faga; Dar net nach d'r Mode g'ast, Net all' weil vor'm Schpiag' ischtast, Nicht lo' Giger obanua, Doch damit ich rum und aus.

D' Ma'ia, o du lieber Gott! Sind toi' Därl' besser; Sind, find' d' Weiber d' Ma' im Haus, Nicht au' alles rum und aus, Und se find's von jehar g'wea', Därscht no nach d' Mod'na feah.

Schämmt d'r Mensch vom Affa hearr? Ma'ia ma' wöhre Frau ga; Wenn ma' noch d'r Mode gudt, Nicht beim Don'r all's verdukt, Denn gud' no' an' wo da witt, Wo a' D'ium, ma' ma' mit.

Probatum est.

Studiosus Siffel lehrte spät Abends vom Wirthshaus heim, findet das Haus schon geschlossen und sucht, da er den Schlüssel vergessen, durch Klopfen an der Hausthür und den Fensterläden die Bewohner des Hauses auf seine mißliche Lage aufmerksam zu machen. Aber vergebens. — Durch den Lärm wird ein Nachtwächter herbeigerufen, welcher Ruhe gebietet und schließlich mit Verabstung droht. Siffel schließt davon, tief betrübt darüber, wohin er sein müdes Haupt zur Ruhe legen soll. Sein Fuß führt ihn an dem Post- und Telegraphengebäude vorbei, und als er die hell erleuchteten Fenster sieht — da kommt auch ihm ein leuchtender Gedanke. Rasch tritt er vor den Schalter und gibt, nach Zahl der gebliebenen Gebühnen, eine Depesche an den Studiosus Siffel auf, durch welche er demselben mittheilt, er werde ihn morgen besuchen.

Dann eilt er in die Nähe seines Hauses zurück und hat sehr bald die Genugthuung, den Telegraphenboten antommen zu sehen. Derselbe klopft an dem Hause; der Nachtwächter kommt hinzu, wird belehrt, daß es sich um wichtige Angelegenheiten handle und läßt nun selbst den nöthigen Vorn machen, bis endlich die Hausbewohner aus ihrer Ruhe geweckt werden und das Haus öffnen. — Während nun der Vorn die Treppe bis zum vierten Stockwerk, wo Herr Siffel wohnen soll, erklimmt, kommt Letzterer ganz gemüthlich durch die offene Hausthür herein, stellt sich, sehr erkaunt, als ihm gesagt wird, oben erwarte ihn eine Depesche, nimmt dieselbe dem Ueberbringer ab und legt sich, bergnügt über den besorgenden Besuch, zu Bett.

— Zum Kapitel der absonderlichen Grabschreien liefert Chamber Journal einige Beiträge. Auf einem französischen Friedhofe findet sich folgendes: „Dem dauernden Andenken von Mary Ferr. Das Gitter um diese Ruhestätte hat der schwer gekrüchte Gatte, Pierre Ferr, schmiedemeister, gearbeitet, der alle ähnlichen Aufträge prompt und billig besorgen wird.“ Jeder noch macht sich die Melame in einer amerikanischen Grabschreibe breit, welche lautet: „Dieser Stein wurde vom Andenken an Thomas Lang, verstorben den 13. Juli 1880, errichtet von seinem Sohne Ulfes G. Lang, der sein Geschäft jetzt mit gleicher Energie weitertreibt in den Bonanza-Gilopen-Laden, Vond-Street, man lese die Anzeigen in den Tagesblättern.“ Ein noch findigerer Amerikaner leistete sich einen Grabstein, auf dem zu lesen ist: „Hier wird derest Herr James Jones liegen; gegenwärtig lebt er noch und betreibt sein Schulwaarengeschäft in No. 150 Franklinstreet.“ Und ungewollt ist die Wirkung der Inschrift, die auf dem Grabstein eines von seinem Diener ermordeten Missionärs prangt: „Gewicht dem Andenken Sr. Ernüden R. Smith, Missionärs, der von seinem Isholador ermordet wurde. Wohlgehan, Du frommer und getreuer Knecht!“

— Eine Dumme geht gut managen wollen, heißt sie unterstreichen.

— Der Kopf soll der Blickleiter des Herzens sein.

— Aneiferung. „Lieber Mann, Du solltest Dein schriftstellerisches Talent nicht so brach liegen lassen! Sieh nur Deine Collegen an — die haben bereits allen ihren Frauen ein Sommerwohnhause erbichtet!“

— Eine Dumme geht gut managen wollen, heißt sie unterstreichen.

— Der Kopf soll der Blickleiter des Herzens sein.

— Aneiferung. „Lieber Mann, Du solltest Dein schriftstellerisches Talent nicht so brach liegen lassen! Sieh nur Deine Collegen an — die haben bereits allen ihren Frauen ein Sommerwohnhause erbichtet!“

— Eine Dumme geht gut managen wollen, heißt sie unterstreichen.

— Der Kopf soll der Blickleiter des Herzens sein.

— Aneiferung. „Lieber Mann, Du solltest Dein schriftstellerisches Talent nicht so brach liegen lassen! Sieh nur Deine Collegen an — die haben bereits allen ihren Frauen ein Sommerwohnhause erbichtet!“

— Eine Dumme geht gut managen wollen, heißt sie unterstreichen.

— Der Kopf soll der Blickleiter des Herzens sein.